

WIEN/Staatsoper: Tannhäuser - Premiere am 16. Juni 2010

Claus Guth ist bekannt für seine kopflastigen Wagner-Produktionen. Es geht bei ihm meist um den Versuch, eine psychologische Lesart des Handelns der Wagnerschen Figuren zu finden. Dabei folgt dem intellektuell durchaus nachvollziehbaren Regiekonzept oft eine szenisch-dramaturgische Umsetzung, die nur wenig davon wirklich bühnenwirksam wiedergibt. Im Wien Sigmund Freuds griff Guth im Juni 2010 besonders heftig in die tiefenpsychologische Trickkiste und zeigte Tannhäuser in einem seelischen Grenzgängertum, als Zerrissenen, der immer wieder aus der Realität in eine Scheinwelt kippt und Venus nur als erotische Phantasie wahrnimmt, die er auf die reale Elisabeth stülpt.



Um das auch für den letzten Wiener Opernbesucher zweifelsfrei zu zeigen, wählte er drei bekannte Wiener Schauplätze in den Bühnenbildern von Christian Schmidt und der Lichtregie von Olaf Freese aus. Der 1. Aufzug spielt im eleganten Stundenhotel „Orient“ am Tiefen Graben, der 2. im Schwindfoyer der Staatsoper und der 3. im Otto-Wagner Spital in Steinhof, einem Ort, an dem es um seelisch Kranke, um die Welt des Traumes geht. Guth will damit zeigen, dass Tannhäuser ein Suchender ist, der die Zuschauer auf die Fahrt durch sein Unterbewusstsein mitnimmt - auf eine „Tunnelfahrt ins Ungewisse“... Der Regisseur meint, dass es in jedem Menschen einen natürlichen Drang gibt, sich viel mehr gehen zu lassen, als er es sich selbst zugestehen würde. Das mag durchaus so sein, aber die Dramaturgie (Konrad Kuhn) der Inszenierung lässt wenig von Radikalität und dem kompromisslosen Ausleben der Emotionalität Tannhäusers erkennen, die Guth hier zeigen will.



Zu bieder wirken die Szenen im Hotel Orient zu Beginn des 1. Aufzugs, wo eigentlich gar nichts ausgelebt wird, sondern man wieder ständig Doppelgänger Tannhäusers sieht, sogar den Hirten als einen solchen. Der obligate Koffer darf dabei nicht fehlen. Auch Venus ist nur die dezent erotische Doppelung Elisabeths. Da kann man kaum noch vom Ausleben Venusberg-artiger Fantasien sprechen, auch wenn man hier die Dresdner Fassung

spielte. Umso weniger deutlich wird der Affront im Schwindfoyer, wo Tannhäuser an der feinen und so korrekten Gesellschaft scheitert. Waren schon langweiliges Rampenstehen im 1.

Aufzug angesagt, gab es im Schwindfoyer sogar stehende Bilder à la Oberammergau, um zu zeigen, dass die normale Unterscheidung zwischen real und unreal nicht mehr funktioniert. Von einer erkennbaren Personenregie konnte man allenfalls im Schlusssaufzug sprechen, in dessen Verlauf Tannhäuser zunächst bereits tot im Krankenbett liegt und Elisabeth sich daraufhin mit Schlaftabletten ebenfalls zu Tode bettet. Wolfram schiebt



seinen Selbstmordversuch noch einmal auf, als der kühne Sänger doch noch erscheint und es zu einer starken Auseinandersetzung beider Freunde kommt.

Johan Botha war vor allem ein sängerisch ausgezeichneter Tannhäuser mit einer strahlenden und kräftigen, sowie bestens intonierten Höhe. Ihm kam das statische Regiekonzept zugute, denn große Agilität auf der Bühne ist seine Sache nicht. Christian Gerhaher sang mit seinem warm timbrierten lyrischen Bariton einen vorzüglichen Wolfram und kam auch mit dem traumatischen Rollenprofil gut zurecht. Anja Kampe war eine gute und oft emotionale Elisabeth, die auch mit den Höhen keine Probleme hatte. Michaela Schuster mühte sich als Venus bei einer dunkel timbrierten Mittellage etwas mit den Höhen, überzeugte aber durch eine perfekte Darstellung in ihrer Doppelrolle. Ain Anger war ein profunder Landgraf Hermann, und Gergely Némethi ragte als Walther mit seinem klangreinen hohen Tenor aus den übrigen Sängern im Wettstreit heraus. Der Chor der Wiener Staatsoper, der im 2. Aufzug für das Ambiente eines schwarzen Balles sorgte und im Otto-Wagner Spital eine Gruppe von psychisch gestörten Patienten darstellen musste, sang unter der Leitung von Thomas Lang transparent und kräftig.



Franz Welser-Möst schlug am Pult des Orchesters der Wiener Staatsoper dynamische Takte an und motivierte es zu einem klangvollen und emotional bewegenderen Wagner, als er auf der Bühne zu sehen war. Mitgenommen wurden dennoch die wenigsten... Riesenapplaus für Botha und Gerhaher, massive Buhrufe für das Regieteam.

Franz Welser-Möst schlug am Pult des Orchesters der Wiener Staatsoper dynamische Takte an und motivierte es zu einem klangvollen und emotional bewegenderen Wagner, als er auf der Bühne zu sehen war. Mitgenommen wurden dennoch die wenigsten... Riesenapplaus für Botha und Gerhaher, massive Buhrufe für das Regieteam.

Mit dieser letzten Wagner-Premiere der Direktion Holender fällt das Abschlussurteil über die Erneuerung des Wagner-Repertoires an der Wiener Staatsoper unter seiner Verantwortung doch recht bescheiden aus. Wenn man zurück blickt, kann man sicher noch den Mielitz-

„Holländer“ 2003 als weitgehend gelungen einstufen. Bei ihrem „Parsifal“ ist das schon ganz anders, wenn man an die hier thematisierte deutsche Wiedervereinigung denkt. Sie lag selbst 2004, zum Zeitpunkt der Premiere, schon fast 15 Jahre zurück. Die „Tristan und Isolde“-Neuinszenierung 2003 von Günter Krämer in den Bühnenbildern von Gisbert Jäkel, der seine Gibichungen-Fabrikhalle von Graz ins Wiener Cornwall holte, geriet unsäglich und führte aufgrund der allgemeinen Kritik von Publikum und Presse gar zu einer Entlassung Krämers aus seinem „Daphne“-Engagement für 2004. Der „Ring des Nibelungen“ blieb trotz der insbesondere vom Regisseur Sven-Eric Bechtolf hoch gesteckten Erwartungen eine in erster Linie repertoiregerechte Produktion ohne wirklich beeindruckende neue Ideen, wie man sie zur gleichen Zeit an anderen und oft viel kleineren Häusern in Europa erleben konnte. Die „Ring“-Rezeption wurde durch die Bechtolf-Inszenierung, die vor allem auf eine ansprechende Optik abstellt, ohne irgendwo anecken zu wollen, um keinen Schritt weiter gebracht. Ganz zu schweigen ist von dem wohl kaum mehr als Flop zu bezeichnenden „Lohengrin“-Debut von Barry Kosky an der Staatsoper 2005. Die neue Direktion hat die Inszenierung bereits ausrangiert und eine Neuinszenierung angekündigt...

Fotos: Wiener Staatsoper / Axel Zeininger

Klaus Billand, Der Neue Merker, Wien (www.der-neue-merker.eu)